

BIRKENLAND

GESPRÄCHE MIT MEINEM VATER MOSHE

Editorische Anmerkung

Die hebräische Fassung *Atzey ha'livne ha'zkufim – chaver ha'shomer ha'tzair, lochem jehudi ba'tzava ha'polani, toshav be'getto Mezritch, assir be'machanot ha'rikuz* [Die aufrechten Birken – Mitglied von ›HaShomer HaTzair‹, jüdischer Kämpfer in der polnischen Armee, Bewohner des Ghettos Mezritch, Häftling in Konzentrationslagern], erschien 2003 bei Yad Vashem, wurde von Teresa Schäfer ins Deutsche übersetzt.

Auf Wunsch des Autors wurde der Vorname seines Vaters mit ›sh‹ transkribiert und die im Original verwendete jiddische Bezeichnung ›Mezeritch‹ für den polnischen Ort Międzyrzec Podlaski übernommen.

Die Stiftung Denkmal dankt dem Auswärtigen Amt für die freundliche Unterstützung dieser deutschsprachigen Ausgabe.



Naphtali Brezniak

BIRKENLAND GESPRÄCHE MIT MEINEM VATER MOSHE

Herausgegeben von Constanze Jaiser und Uwe Neumärker

Impressum

Herausgegeben von Constanze Jaiser und Uwe Neumärker
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

1. Auflage 2011

V.i.S.d.P.: Uwe Neumärker

Korrektur: Julia Radtke, Marianne Emge (Stiftung Denkmal)

Bildverwaltung: Anja Sauter (Stiftung Denkmal)

Umschlagabbildung: © Naphtali Brezniak (Warschau, 1938, v. l.: Moshe, Zeev, Naphtali und Chaim Brezniak am Grab ihrer Mutter Sara)

Design, Satz und Litho: buschfeld.com – graphic and interface design, Berlin

Druck und Bindung: MKL Druck GmbH & Co. KG, Ostbevern

Sämtliche Ergebnisse bzw. Informationen beziehen sich auf den Stand vom 30. Januar 2011.

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-942240-04-8

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.stiftung-denkmal.de



»Ein sofer she jahol lihtov et ma shekara
ein adam she jahol lehavin et ma shekara
i efshar lesaper, i efshar lehavin,
i efshar lehamin.«

»Es gibt keinen Autor, der beschreiben könnte, was passiert ist.
Es gibt keinen Menschen, der begreifen könnte, was beschrieben ist.
Unmöglich zu erzählen, unmöglich zu verstehen,
unmöglich zu glauben.«

Moshe Brezniak

INHALT

| | |
|--|-----------|
| Zu diesem Buch | 6 |
| Vorwort | 9 |
| Einleitung | 10 |
| Jugend | 11 |
| Soldat in der polnischen Armee | 22 |
| Die ersten schrecklichen Tage | 27 |
| In Gefangenschaft | 34 |
| Die letzten Tage in Gefangenschaft | 51 |
| Sadismus oder Vergebung | 55 |
| Ein Lichtstrahl in der Dunkelheit | 59 |
| Leben unter der Besatzung | 61 |
| Suchowola | 68 |
| »Aktion« in Mezeritch | 76 |
| Die Brüder Czienki | 83 |
| Drei Ereignisse | 84 |
| Die Pistole | 86 |
| Die Deportationen aus Mezeritch | 89 |
| »Shlejger« | 91 |
| Die »freiwillige« Deportation nach Treblinka | 94 |
| Mord im Ghetto | 97 |
| Die kleine Flucht | 99 |
| Meine letzte »Aktion« | 104 |
| Die Fahrt nach Treblinka, nein – nach Majdanek | 108 |
| »Herr Tod« | 112 |
| Zwischenstopp in Auschwitz | 127 |
| Das Buna-Lager | 129 |
| Die Nahrungskette | 139 |
| Die Lagergesellschaft | 147 |
| Humanismus | 151 |
| Die Fahrt nach Buchenwald | 156 |
| Langenstein-Zwieberge | 162 |
| »Todesmarsch« | 166 |
| Die letzte Nacht? | 177 |
| Die erste Zeit in Freiheit | 183 |
| Die Reise nach Palästina | 187 |
| Die ersten Tage in »Eretz Israel« | 193 |
| Geh in Frieden, Opa Moshe! | 199 |
| Nachwort – »Opfer ohne Gesicht?« – Międzyrzec Podlaski, das Hamburger Reservepolizeibataillon 101 und die Vernichtung der Juden in Zentralpolen | 202 |
| Auswahlbibliografie | 216 |
| Abbildungsnachweis | 218 |
| Ortsnamenkonkordanz | 219 |
| Abbildungen | 220 – 245 |
| Übersichtskarte | 246 – 247 |

ZU DIESEM BUCH

Das vorliegende Zeugnis Moshe Brezniaks ist ein Projekt zweier Generationen. Seine Kinder Sarit und Naphtali führten die letzten Jahre seines Lebens gezielt Interviews mit ihm, um seine Geschichte und die seiner polnisch-jüdischen Familie festzuhalten. Moshe Brezniak gehört – im Gegensatz zu seiner Frau Tova – zu den Überlebenden, die immer wieder über die Zeit ihrer Verfolgung erzählten. Sein Sohn Naphtali wollte daraus ein Buch machen, das diese Geschichten in eine Chronologie bringen sollte und das schließlich 2003 auf Hebräisch von Yad Vashem verlegt wurde. Insbesondere in den letzten drei Jahren vor Moshe Brezniaks Tod 2001 führten sie Interviews mit dem Vater, die Naphtali Brezniak in einen Text umwandelte, den wiederum der Vater lektorierte. Sein Vater, so Naphtali, duldet nicht die kleinste Abweichung von seinen Erzählungen. Im Jahr 2000 besuchte der Sohn ihn im Krankenhaus und ermunterte ihn, ihm weiterhin von seiner Geschichte zu erzählen. So schwach und krank er auch war, begann Moshe Brezniak aus seiner Vergangenheit zu berichten, – wurde er lebendig. Seine Erzählungen geben die gewaltsamen Ereignisse spannend und mitunter erschreckend klar wieder; sie sind voller Farben, Gerüche, Geräusche. Seine Erzählweise ist schlicht und doch voller lebensphilosophischer Reflexion.

Die Verfolgungsstationen Moshe Brezniaks, der bei Ausbruch des Krieges 22 Jahre alt war, hießen: Międzyrzec Podlaski (jiddisch: Mezeritch) – Majdanek – Auschwitz – Buna/Monowitz – Buchenwald – Langenstein-Zwieberge. Nach seiner Befreiung, als er niemanden mehr lebend vorfand, wanderte er nach Palästina aus.

Die Erzählungen Moshe Brezniaks erhalten durch die schriftliche Bearbeitung seines Sohnes eine andere Qualität – durch eine Art Außensicht auf die Ereignisse, die doch gleichzeitig von innen heraus bezeugt wurden. Man spürt den Dialog und die Fragen, die der Sohn seinem Vater stellte. So werden auch Dinge angesprochen, die gewöhnlich Erzähltabus unterliegen oder allenfalls umschrieben werden. Moshe Brezniak antwortet bereitwillig – ja, er vertraut seinem Sohn sogar Dinge an, an die er sich erstmals wieder erinnert. Seine Darstellung der eigenen Situation umfasst sowohl kämpferische, hoffnungsvolle

wie auch ohnmächtige, erniedrigende Szenen. Die Charakterisierung der verschiedenen Täter ist differenziert; sie sind lebendige Menschen, mit denen Moshe Brezniak in eine jeweilige Beziehung trat oder treten musste.

Naphtali Brezniak hat den Vornamen seines Onkels, eines der Brüder des Vaters, erhalten, der von den Nationalsozialisten ermordet worden war. Er ist damit auch Träger der Familiengeschichte geworden, in die sich hineinzubegeben er lange Zeit zögerte. Als das Buch endlich fertig und sein Vater gestorben war, begann er, sich intensiv für die Erinnerung in dessen früherer Heimat Polen einzusetzen. Er hielt innere Zwiesprache mit seinem Vater, indem er ihm insgesamt zwölf Briefe schrieb, die den mühsamen, Jahre dauernden Kampf um ein Erinnerungszeichen auf dem Marktplatz von Międzyrzec dokumentieren. In seinem ersten Brief an den Vater bekennt er: »Ich kann nicht zählen, wie oft Du mich gebeten hast, mit Dir dorthin zu fahren. Wenn ich fragte: Warum, schien es, als hätte ich Dich verletzt. Du hast nicht geantwortet. Du warst getroffen. Hast den Kopf weggedreht, als wolltest Du sagen: ›Was versteht er überhaupt?‹ Für Dich, Vater, lag die Antwort deutlich auf der Hand. Und uns, die wir ständig so beschäftigt sind und versuchen, unsere tagtäglichen Aufgaben zu bewältigen, tut es hinterher leid. Es tut uns leid, dass wir unsere Herzen nicht geöffnet haben, um zu verstehen, wie wichtig es für Dich, für Euch Eltern, ist.«

2009, nach Jahren der Vorbereitung und der Annäherung an die heute fast ausschließlich katholische Stadtbevölkerung, gelang es Naphtali Brezniak schließlich, zusammen mit seinen Geschwistern Sarit und Avi sowie anderen Angehörigen der israelischen ›Landsmannschaft Mezeritch‹ mitten auf dem Marktplatz von Międzyrzec Podlaski ein Denkmal zu enthüllen, das an die rund 17.000 vertriebenen, ermordeten und verschollenen jüdischen Kinder, Frauen und Männer erinnert. Nur ein versprengtes Häufchen hat den Holocaust überlebt. Die Skulptur der bekannten israelischen Künstlerin Yael Artzi trägt den Titel *Modlitwa* [Gebet]. Zur Einweihung kamen weit über Hundert Personen aus der ganzen Welt angereist – Menschen, die sich zum Teil noch nie gesehen hatten, deren Gemeinsamkeit jedoch war, in dieser Stadt ihre Familienwurzeln zu haben.

Die Erinnerungen Moshe Brezniaks, die dank der Unterstützung durch das Auswärtige Amt nun vorliegen, sind die bislang einzige deutschsprachige Quelle, die Verfolgung und Massenmord in Międzyrzec während der deutschen Besatzung aus der Sicht der Verfolgten darstellt. Im letzten Brief berichtet Naphtali Brezniak seinem Vater über die Genugtuung, dass es möglich wurde, »von der deutschen Regierung (ja, der deutschen Regierung!) Gelder zu akquirieren, um das Buch auch ins Deutsche übersetzen zu lassen. [...] Die Geschichte der Greuelthaten der Polizei in Międzyrzec aus Sicht der Polizisten kann man im Buch von Christopher Browning *Ganz normale Männer* nachlesen. Aber was im August 1942 auf dem Marktplatz aus Sicht eines Überlebenden passiert ist, kann man nur in unserem Buch nachlesen.«

VORWORT

Viele Jahre lang erzählte Vater immer wieder von der furchtbaren Zeit. Der Morgen des Sabbat war diesen Geschichten gewidmet. Die Erzählungen drangen in mich ein, bis es sich beizeiten so anfühlte, als wäre ich selbst dort gewesen. Im letzten Jahr seines Lebens, als Vater 83 Jahre alt war und immer noch arbeitete, beschloss ich, die Geschichten niederzuschreiben. Vater erzählte, und ich notierte. Nach jeder Geschichte tippte ich das Material ab und speicherte es im Computer, und Vater überprüfte die Ausdrücke. Er stimmte nicht der kleinsten Abweichung zu. Wenn ich zum Beispiel von einem deutschen Offizier schrieb und es sich um einen deutschen Soldaten handelte, bestand er auf einer Korrektur. Dieser Dialog zog sich reibungslos von Sabbat zu Sabbat; Geschichte, Ausdruck, Korrektur.

Im Dezember 2000 wurde Vater plötzlich unheilbar krank. Ich hatte keine Ahnung, wieviel gemeinsame Zeit uns noch blieb. Wir sagten ihm nichts von seinem Zustand, aber er wusste Bescheid.

Eines Tages kam ich mit Papier und Stift zu ihm ins Krankenhaus. »Vater, wir haben heute viel Zeit«, sagte ich, »fang an zu erzählen!« Und ich fasste zusammen, bis wohin wir bei unserem letzten Gespräch gekommen waren. »Habe ich keine Zeit mehr?«, fragte Vater.

»Sprich, als ob du keine Zeit mehr hättest!«, sagte ich.

»Aber Mutter hat mehr mitgemacht«, sagte er.

»Erzähl, Vater, erzähl, ich will deine Geschichte hören!«

Und Vater, der schon sehr geschwächt war, fing an zu erzählen. Er redete und redete und redete. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, unendlich weiter zu sprechen, wäre er heute noch unter uns, sagte ich einige Tage später zu meiner Schwester. Vater war so lebendig, wenn er seine Geschichten erzählte. Er ließ seine Geschichten Wirklichkeit werden, mit Farbe, Geruch und Klang. Ich bin mir sicher, dass ich vieles verpasst habe, aber ich hoffe, dass Vaters Geist, die Kraft, die er ausstrahlte, und seine Philosophie, die ich zitieren durfte und die aus den Worten scheint, auch Sie erreichen werden. »Erinnern und nicht vergessen« war das Motto jedes unserer Gespräche.

Vater starb am 10. Januar 2001. An diesem Tag verlor ich meinen Vater und meinen besten Freund. Sein Andenken sei gesegnet!

Naphtali Brezniak

EINLEITUNG

Wie viele Seelen hat der Mensch? Wie oft kreist das Schlachtermesser über seinem Kopf und verschwindet dann wieder? Oder einfacher: Wie oft kann man dem Tod von der Schippe springen ...

Im Krieg und insbesondere im Nahkampf mit dem Feind?

In Gefangenschaft, als jüdischer Soldat?

In Gefangenschaft, vor dem Grab, das du selbst ausheben musstest?

Bei ›Aktionen‹ in deiner Stadt, mit dem Glück zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein?

Ohne Grund, zwischen den ›Aktionen‹, wenn du plötzlich ›Shleiger‹ gegenüber stehst, dem Schlachter von »Menschenschreck« [So nannten die Täter, in Ermangelung polnischer Aussprachekenntnisse und voller Zynismus, die Stadt, die auf Polnisch Międzyrzec Podlaski und auf Jiddisch Mezeritch heißt]?

In den Todeszügen auf dem Weg in die Vernichtungslager?

Wegen angeblich unverzeihlicher Vergehen und Sünden in den Vernichtungslagern?

Bei tödlicher Arbeit in den Gräben, beim Verlegen von Eisenbahnschienen oder in der Kohlemine?

Beim unerhörten, folgenschweren Rauchen einer Zigarette in einem deutschen Bunker, unter Beschuss?

Mit verzehrendem Hunger?

Beim Beschuss der Transportzüge durch die Briten?

In Erschöpfung, Schwäche und Hunger während des ›Todesmarsches‹?

Selbst noch, als der Befehl zu deiner Hinrichtung durch Gründe vereitelt wird, die nichts mit dir zu tun haben?

Die Antworten in diesem Buch auf diese und viele andere Fragen werden es letztlich nicht ausreichend erklären können.

JUGEND

Sechsmal wurde meine Mutter Sara schwanger. Vier Söhne und zwei Fehlgeburten waren keine schlechte Leistung für eine junge Frau von 28 Jahren. Ich wurde am 6. Mai 1917 geboren, und etwa sechs Monate später, im Dezember, starb meine Mutter. Ihre kurze Krankheit brachte sie von Mezeritch ins Krankenhaus von Warschau, wo sie auch beerdigt wurde. Ich hatte nie einen Menschen in meinem Leben, den ich »Mutter« nennen konnte.

Mein verwitweter Vater Jehuda versorgte mich mit dem bestmöglichen Ersatz – einer Amme. Er selbst verließ Mezeritch, das ihm nach dem Tod meiner Mutter keine Freude mehr brachte, und ging nach Trawniki, seine Geburtsstadt in der Nähe von Lublin. Ein Jahr, nachdem meine Mutter gestorben war, wurde Yahad Givertz, Tochter einer reichen Lubliner Familie, die Land in der Żółkiewka-Region bei Trawniki besaß, Stiefmutter von Naphtali, Zeev und mir. Eine ungeschriebene Abmachung zwischen den Eltern meiner Mutter – der Familie Gelberg – und meinem Vater teilte die Last der Erziehung und Versorgung von uns Waisen zwischen den beiden Familien auf. Mein Bruder Chaim, der damals sechs Jahre alt war, blieb in Mezeritch, und wir drei zogen mit unserem Vater nach Trawniki. Yahad kümmerte sich außerordentlich gut um uns, ihre Stiefkinder. Trotzdem konnte ich sie nicht »Mutter« nennen.

Die ersten acht Jahre meines Lebens verbrachte ich in Trawniki und trieb mich zwischen zwei riesigen Öltanks umher, die auf dem Hof zwischen unserem Haus und dem Familiengeschäft für Petroleum und Holz standen, in der Nähe des städtischen Bahnhofs. Mein Vater, dem mein ältester Bruder Naphtali zur Seite stand, hatte das Alleinverkaufsrecht für Petroleum in Trawniki, das er von der Eichenboim-Familie aus Lublin erhalten hatte. Diese Familie kontrollierte den Großteil der Petroleumprodukte in der Region und besaß die lokalen Raffinerien.

Die acht guten Jahre endeten, als meinem Vater, aufgrund von Kürzungen, die Konzession entzogen wurde. Die finanzielle Lage zwang ihn dazu, die Familie ein weiteres Mal auseinander zu reißen: Wir drei Söhne wurden 1925 zu unserer Großmutter nach Mezeritch geschickt. Die vier Töchter, die er mit Yahad hatte, blieben bei ihnen in Trawniki.

Von da an sah ich meinen Vater nur noch sehr unregelmäßig, wenn er zu Familienfeiern nach Mezeritch kam. Nach Trawniki kehrte ich während meiner Kindheit nicht mehr zurück.

Während der folgenden sechs Jahre wurde mein Bruder Chaim die einflussreichste Person in meinem Leben. Er war wie Vater und Mutter für mich, und ich tat fast alles, um es ihm Recht zu machen.

Unseren ersten Konflikt erlebten wir, als ich die Grundschule abschloss. Chaim drängte darauf, dass ich meine Ausbildung am örtlichen Gymnasium fortsetzte, aber ich wollte es meinem Vater gleichtun – und unabhängig sein. Chaim, der den Wert einer Ausbildung verstand, wich von seinem Standpunkt nicht ab. Und da ich nur Jiddisch sprach, schickte er mich zu Shprintza Zemel (Sie lebte später in Australien und verstarb 2003.), um die Landessprache Polnisch zu lernen. Ich gab meinen Traum von Unabhängigkeit trotzdem nicht auf.

»Ich möchte einen Beruf erlernen«, versuchte ich Chaim zu überzeugen, als ich eines Tages von Shprintza nach Hause kam.

»Was willst du lernen?«, fragte Chaim, der weiterhin gegen die Idee war.

»Elektriker«, sagte ich.

»Warum Elektriker?«, fragte er und gab mir zu verstehen, dass sein Bruder etwas Besseres aus sich machen könnte.

»Warum arbeitest du im Elektrizitätswerk?«, bohrte ich nach.

Chaim antwortete nicht. Chaim gab selten Antworten. Er war in sich gekehrt und schien immer in etwas vertieft zu sein, das ganz weit weg war.

Elektrotechnik schien mir keine schlechte Wahl zu sein. Die Tatsache, dass Chaim in einem Elektrizitätswerk arbeitete, bestärkte mich nur noch. Glühbirnen, Radios und Telegraphen faszinierten mich. Die Zukunft würde mir Recht geben.

Nach einigen Tagen des Abwägens gab Chaim nach und brachte mich zu Meier Podolak. Meier, ein Altersgenosse meines Bruders, war in Mezeritch für seine Fähigkeiten bekannt. Im Alter von 18 Jahren erhielt er die staatliche Lizenz, als Elektriker einen Betrieb führen zu dürfen – eine unvorstellbare Leistung zu dieser Zeit. Podolak nahm sich meiner an und brachte mir die ersten Grundlagen in Elektrizitätstheorie bei.

Während ich für Podolak arbeitete, trat ich der ›HaShomer HaTzair‹-Ortsgruppe in Mezeritch bei [internationale sozialistisch-zionistische Jugendorganisation, die sich an Pfadfindermethoden orientiert]. Es war nicht nur der Sozialismus, der mich überzeugte, sondern vor allem der Einfluss Chaims. Chaim war ein hochrangiger Gruppenleiter bei ›HaShomer HaTzair‹, und sein Name war bis in die großen Städte bekannt. Ich hatte einen sehr talentierten Bruder, und aufgrund seiner Hebräischkenntnisse war er einer der Herausgeber der Zeitung, die von den Mitgliedern der lokalen Zelle produziert wurde.

Einige Monate, nachdem ich meinen neuen Lebensweg eingeschlagen hatte, zog mein Bruder Zeev nach Warschau. Uns sagte er, er wolle sein Glück im Textilgewerbe in der großen Stadt versuchen. Es scheint allerdings, als suchte er dort vor allem Zuflucht vor den Behörden, die ihn aufgrund seiner illegalen links-politischen Aktivitäten – zum Beispiel in der Kommunistischen Partei – verhaften wollten. Die Trennung von Zeev, der mir altersmäßig am nächsten stand und mit dem ich die meiste Zeit verbrachte, erweckte in mir den Wunsch, ihm nach Warschau zu folgen. »Was hältst du von der Idee, dass ich etwas lerne?«, fragte ich Chaim. »Hast du keine Lust mehr zu arbeiten?«, fragte er, und seine Augen leuchteten auf.

»Nein«, antwortete ich, »ich will gelernter Elektriker werden.«

»Und wo willst du die Ausbildung machen?«, fragte Chaim verwundert.

»In Warschau!« antwortete ich.

»In Warschau?«, fragte Chaim.

»Ja, in Warschau«, antwortete ich. »Erlaubst du es mir?«, schob ich hinterher, ohne auf eine zustimmende Reaktion zu warten.

Ich dachte, dass ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen würde: Ich könnte in Zeevs Nähe sein und eine Ausbildung machen.

»Gib mir etwas Zeit zum Überlegen!«, sagte Chaim und versank wieder in seinen Gedanken.

Einige Tage später fand sich eine Lösung: Eine Schule der ›Organizacja Rozwoju Twórczości‹ [Organisation zur Förderung des Handwerks, die Berufsschulen verwaltete] schien in jeder Hinsicht ideal, da die Ausbildung von dem Arbeitsplatz finanziert werden könnte, den sie mir suchen würden. blieb noch das Wohnproblem. Aber auch das würde ich mit etwas Einfallsreichtum und Wagemut lösen können.

Chaim hatte in Warschau einen Freund, der Mandelboim hieß. Mandelboims Onkel hatte am Żelazną-Bramą-Platz 9 ein Elektronikfachgeschäft. Ich arbeitete halbtags in dem Geschäft und ging in der zweiten Hälfte zur Schule. Das bescheidene Gehalt deckte die meisten meiner Bedürfnisse ab – Essen, Kleidung, Schulgeld und Kultur. Für Miete blieb kein Geld mehr übrig, und wenn es dunkel wurde, schlich ich in den Laden und schlief dort. So machte ich das zwei Jahre lang jede Nacht, ohne dass der Ladenbesitzer, Mandelboims Onkel, etwas davon wusste.

Zeev, der in Warschau für mich verantwortlich sein sollte, konnte mich nicht unterstützen; er schaffte es kaum, sich selbst zu versorgen. Zeev war Mitglied der Kommunistischen Partei, die damals in Polen verboten war, und streunte aus Angst vor den Behörden ständig umher. Manchmal traf ich ihn heimlich, immer an einem anderen Ort.

Obwohl Zeev einen so starken Einfluss auf mich hatte, blieb ich meiner zionistischen Überzeugung treu und trat der ansässigen Ortsgruppe von ›HaShomer HaTzair‹ bei. Es war eine sehr große Gruppe, der die Intimität und der familiäre Charakter fehlten, die ich aus Mezeritch kannte. Die Ortsgruppe war so groß, dass ich nur die Mitglieder aus meiner ›Kwutza‹ [Zelle] kannte.

1933 schloss ich meine Ausbildung ab und kehrte nach Mezeritch zurück, das ich in meinen zwei Jahren in Warschau kein einziges Mal besucht hatte – da ich es mir nicht leisten konnte. Ich arbeitete wieder bei Podolak, doch diesmal nicht als Lehrling, sondern als ausgebildeter und zertifizierter Elektriker, und das mit noch nicht einmal 16 Jahren. Nach einigen Monaten in der Praxis fühlte ich mich erfahren und sicher genug, um den nächsten Schritt anzugehen. Ich bat Chaim seine Verbindungen zu nutzen, um mir einen Einstieg beim lokalen Stromversorger zu ermöglichen. Ich suchte eine abwechslungsreichere und stabilere Arbeit, mit einer viel versprechenden Zukunft.

Der Stromversorger und das Elektrizitätswerk in Mezeritch unterstanden der Familie Finkelstein. Die Anlagen befanden sich in der Nähe des jüdischen Friedhofs. Dort stand ein riesiger Generator, der die gesamte Stadt mit Strom versorgte. Direkt daneben befand sich das Sägewerk, das ebenfalls den reichen Finkelsteins gehörte.

Mein Spezialgebiet war die Überprüfung von Stromzählern. Laut Gesetz musste jeder Zähler alle drei Jahre im Labor des Elektrizitäts-

werks überprüft werden, was sehr viel Arbeit bei der Abnahme und Reinstallation der Zähler bei den Kunden bedeutete. Wir waren ein Team von zwei Arbeitern; ein junger polnischer Mann, Manczyński, und ich. Wenn wir keine Stromzähler abbauten oder anbrachten, waren wir damit beschäftigt, Daten abzulesen. Obwohl nur etwa zwanzig Prozent der Stadt an das Stromnetz angeschlossen waren, hatten wir sehr viel zu tun.

Die Arbeit im Elektrizitätswerk verbesserte meine finanzielle Lage immens. Ich erhielt ein festes und relativ hohes Einkommen. Und so war ich plötzlich in der Lage, nach Warschau fahren zu können, wenn ich eine Aufführung besuchen oder einfach ausgehen wollte. Manchmal fuhr ich abends nach Warschau, ging ins Theater und kehrte morgens nach Mezeritch zurück, um direkt zur Arbeit zu gehen, obwohl ich pro Strecke etwa vier Stunden brauchte.

Das Theater war meine große Liebe. Ich erinnere mich bis heute genau an die meisten Inszenierungen, die ich gesehen habe, teilweise sogar an die Texte – und das war vor etwa 65 Jahren: *Krieg und Frieden*, *Der Dybbuk*, *Der gelbe Fleck* [jiddische Version des *Professor Mamlock* nach Friedrich Wolf], *Baj nacht oifn altn mark* [Bei Nacht auf dem alten Markt], das Konzert des Kantors Sirota und vieles mehr.

In Warschau lernte ich Jaffa kennen. Sie lebte in Otwock und arbeitete in der großen Stadt. Jaffa kaufte die Eintrittskarten, und wir gingen gemeinsam ins Theater. Nach der Aufführung schlief ich für einen Złoty pro Nacht im Hotel neben dem Busbahnhof.

Eines Tages kam ich nach Warschau, ohne mich vorher mit Jaffa verabredet zu haben. Nichtsahnend lief ich die Geśia-Straße entlang, eine der Hauptstraßen, die viele Menschen anzieht. Vor einem der Schaufenster blieb ich stehen, und als ich hineinsah, sah ich sie. Ich war mir sicher, dass sie im Laden war, und als ich mich umdrehte, um hineinzugehen, erkannte ich plötzlich, dass sie hinter mir stand. Ich erinnere mich noch heute gut an die Aufregung, die mich packte.

Wir beschlossen *Di zwej Kuni-Lemels* anzusehen, das von der ›Wilner Truppe‹ aufgeführt wurde. Dieses Mal hatten wir keine Karten im Voraus gekauft.

»Für heute Abend?« fragte der Verkäufer, als wir am Theatereingang angekommen waren.

»Ja«, antwortete ich.
»Tut mir leid«, sagte er, »es ist schon seit Wochen ausverkauft! Wissen Sie das denn nicht?«, fügte er erstaunt hinzu.
»Kann ich den Direktor sprechen?«, fragte ich.
Der Verkäufer lachte etwas, aber rief den Direktor.
»Ich bin extra aus Mezeritch angereist«, erklärte ich dem geduldigen Mann.
»Aus Mezeritch?«, fragte er.
»Ja«, erwiderte ich und wurde etwas selbstsicherer.

Mezeritch war auch für kulturinteressierte Menschen als respektablem Ort bekannt. Obwohl die Stadt kein eigenes Theater vorweisen konnte, spielten viele der großen polnischen Kompanien ihre Vorpremieren in der *Olympia*-Halle.

Der Direktor des Theaters musterte Jaffa und mich von oben bis unten und von links nach rechts und sagte: »Obwohl wir komplett ausverkauft sind, werde ich mich darum kümmern, dass Sie die Aufführung heute sehen können.« Jaffa fiel fast in Ohnmacht.

»Ich werde zwei Stühle in den Gang stellen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.« Es machte uns nichts aus.

»Wenn es eine Inspektion durch die Stadt gibt«, fügte er hinzu, »liegt die Verantwortung bei Ihnen.«

Wir konnten ihm für seine außergewöhnliche Geste nur danken. Der Kartenverkäufer traute seinen Ohren nicht, als er vom Direktor erfuhr, dass er uns zwei Karten ausstellen sollte und murmelte etwas vom guten Herzen seines Vorgesetzten.

Die Inszenierung war fantastisch. Und zu unserem Glück fand an diesem Abend keine Inspektion statt.

Im Januar 1939 ging ich auf ›Hachschara‹ [Vorbereitung junger Juden auf die Auswanderung nach Palästina]. Anfang März musste mein Bruder Chaim [hebräisch: Leben] aufgrund seiner politischen Aktivitäten in der Kommunistischen Partei nach Australien auswandern – ein schweres Verbrechen, das es ihm Wert war und ihm – ganz seinem Namen entsprechend – Leben gab.

Zwischen 1929 und 1934 verbrachte ich den Großteil meiner Abende in der Ortsgruppe von ›HaShomer HaTzair‹. Als ich der Bewegung beitrug, tat ich anscheinend das, was meine Brüder von mir

erwarteten: Chaim war Gruppenleiter bei ›HaShomer HaTzair‹ und Mitglied der Kommunistischen Partei, Zeev war aktives Mitglied der Kommunistischen Partei, und ich enttäuschte sie beide nicht. Anfangs war ich in der Gruppe der ›Bnei HaMidbar‹ [Wüstensöhne] und ein Jahr darauf stieg ich zu den ›Kfirim‹ [Jungen Löwen] auf. Die zwei folgenden Gruppen, ›Tzofim‹ [Jugendgruppe] und ›Tzofim Bogrim‹ [Heranwachsende] absolvierte ich in Warschau und kehrte für die ›Bogrim‹-Klasse [Erwachsene] nach Mezeritch zurück.

Die Aktivitäten der Gruppe an den Abenden, Wochenenden und während der Sommerlager sind denen der heutigen Jugendbewegungen sehr ähnlich. Der Hauptunterschied besteht darin, dass besonderer Wert auf eine tiefgreifende politische Erziehung gelegt wurde: das Auswendiglernen des *Kommunistischen Manifests* war eine absolute Selbstverständlichkeit. Das Kapitel ›Zionismus‹ war auch wichtig, aber vor dem Krieg wanderten nur sehr wenige Menschen aus Mezeritch nach Palästina aus. Es ging uns gut in Mezeritch, sehr gut, und die meisten von uns sahen ihre Zukunft dort.

Ich, der ich meine Zukunft in Palästina sah, musste noch eine Ausbildungsstation auf ›Hachschara‹ machen, bevor ich endlich auswandern konnte. Und so informierte ich mit zwanzig Jahren meine Familie darüber, dass ich nun meine Sachen packen und nach Rowno ziehen würde, um dort auf ›Hachschara‹ des ›HaShomer HaTzair‹ zu gehen.

Ich packte schnell und ohne viel Überlegung, verstaute all meine Habseligkeiten in Koffern – mit Ausnahme von zwei teuren Hemden, die ich auf Drängen meiner Tante Rachel zu Hause ließ – und kam zum Bahnhof. Ich erinnere mich heute nicht mehr, ob ich aufgeregt war, aber ich erinnere mich noch an meine Entschlossenheit. Ich fühlte mich gut in dem Wissen, dass ich direkt im Anschluss an meine Ausbildung, in nur zwei Monaten, das ersehnte Ziel erreichen würde – ›Eretz Israel‹.

Ich fuhr allein. Abraham Katz, mein guter Freund, war bereits in Rowno, und der Gedanke gab mir ein Gefühl der Sicherheit auf meiner Fahrt ins Unbekannte. Am späten Nachmittag erreichte ich Rowno. Ich deponierte die schweren Koffer am Bahnhof und machte mich zu Fuß auf den Weg zur ›Hachschara‹. Es war ein hässliches, altes Gebäude, ein ehemaliges Gefängnis, das die Behörden der nationalen Führung von ›HaShomer HaTzair‹ vermieteten. Ich meldete mich beim Sekretär des

Kibbuz (von nun an nannte sich die ›Hachschara‹ Kibbuz) und erzählte ihm, dass ich mein Gepäck am Bahnhof deponiert hatte. Er beruhigte mich und sagte, dass sich das Kibbuz darum kümmern würde. Was er nicht sagte, war, dass von nun an all mein Besitz dem Kibbuz gehörte. Das sollte ich schnell allein lernen.

»Warum trägst du mein Hemd und meine Schuhe?«, fragte ich erstaunt einen Kibbuzbewohner, der vor mir auftauchte.

»Deins – meins!«, antwortete er grinsend.

Hinter ihm tauchte ein weiteres Mitglied in meinem Wintermantel auf.

»Der gehört mir«, sagte er.

Ich war schockiert. Ich kehrte in das Sekretariat zurück und wurde in die Geheimnisse des Lebens eingeweiht: »Das Kibbuz ist ein Kollektiv, in dem es keinen privaten Besitz gibt. Wir haben entschieden, dass du von der Kleidung, die du mitgebracht hast, einen Anzug und ein Paar Schuhe benutzen darfst«, sagte der Sekretär. »Aber auch diese Gegenstände werden geteilt.«

Ich verstand das Grundprinzip – und lehnte mich noch nicht mal dagegen auf, dass alles allen gehörte.

Das Kibbuz in Rowno, das unter der Verwaltung von Kibbuz *Ein HaMifratz* in Palästina stand, hatte etwa fünfzig Mitglieder (sogenannte Chaverim). Das erste Zusammentreffen mit ihnen erschreckte mich sehr: Armut sprang mich von allen Seiten an. Die meisten ›Chaverim‹ liefen in zerrissener Kleidung und kaputten Schuhen herum. Es schien normal, abgemagert zu sein, und Blässe war die vorherrschende Farbe. Anfangs verstand ich nicht, warum der Großteil der Mädchen morgens in ihren Betten blieb und nicht zur Arbeit erschien – deswegen waren wir doch dort. Ob sie wohl krank waren?

Bereits am ersten Abend begriff ich, dass mindestens die Hälfte der Chaverim arbeitslos war und von der anderen Hälfte unterstützt wurde. Unsere finanzielle Lage war desaströs. Wir waren arm und hungrig. Das Tagesbudget für Essen waren 22 Groschen pro Person, während der Kilopreis für Brot bei 20 Groschen lag. Die Einkünfte waren spärlich, und die Ausgaben hoch: Strom, Telefon, Abtreibungen – ja, Abtreibungen gehörten in unserem Kibbuz zur Tagesordnung. Die ›Chaverim‹ und ›Chaverot‹ waren nicht sonderlich genau, wenn es um das ›Zehnte Gebot‹ [der sogenannten goldenen Regeln der ›Hashomer HaTzair‹] ging:

Der ›Shomer‹ bewahrt seine sittliche Reinheit. Endlich verstand ich ...

Die Zionistische Partei in Rowno unterstützte das Kibbuz zwar, aber ihre Mittel waren begrenzt. Es gab auch eine großzügige jüdische Familie, die ihre Apfelplantage dem Kibbuz überließ – wir übernahmen Anpflanzung, Bewässerung und Ernte. Allerdings schafften diese Äpfel es nie bis auf den Markt, da die hungrigen ›Chaverim‹ sie schon aßen, bevor sie überhaupt reif waren.

Das Kibbuz war so überfüllt, dass wir uns immer wieder ein Bett zu zweit teilen mussten. Eines Nachts schreckte ich aus dem Schlaf auf, als unbekannte Hände meinen Körper berührten. »Warum versuchst du, meine Unterhose auszuziehen?«, schrie ich meinen Bettnachbarn an, der eine sehr weitgreifende Interpretation von ›Teilen‹ und ›Freundschaft‹ zu haben schien. »Ich lebe noch«, fügte ich hinzu. Ich konnte mir sein Ansinnen damals noch nicht anders erklären, aber es scheint, als wäre ich damit in der Minderheit gewesen. Wie naiv.

Bei der Arbeitsverteilung wurde ich zuerst als Elektriker beim Umbau des *Tarbut*-Gymnasiums eingesetzt, das in der Stadt errichtet wurde. Der Bauunternehmer erklärte mir, dass ich auf Provision arbeitete – je mehr Arbeiten ich erledigte, desto mehr Geld würde das Kibbuz erhalten. Diese Herausforderung gefiel mir, und ich erledigte meine Aufgaben in einem rasenden Tempo. Am Abend, als ich zu ihm kam, um mein Geld abzuholen, erklärte der Unternehmer mir, dass er sein Versprechen nicht einhalten könne, und ich erhielt das gleiche Gehalt wie alle anderen. Den Zusatz strich er ein. Abends informierte ich den Sekretär, dass ich nicht bereit war, an den Ort zurückzukehren, da der Unternehmer mich ausgenutzt und angelogen hatte, aber auch, weil es gegen meine Überzeugung verstieß: Ich, dem es zu Hause an nichts fehlte, konnte den ortsansässigen Polen, von denen die meisten arbeitslos waren, nicht ihre Arbeit wegnehmen.

Ich wurde zur Arbeit im Sägewerk eingeteilt; eine schwere Arbeit, die erhebliche körperliche Kraft verlangte. Die polnischen Arbeiter rollten die riesigen Baumstämme in die Sägemaschine, und dann hieften wir, die Kibbuzbewohner, die gesägten Bretter auf unsere Rücken und stapelten sie auf der anderen Seite des Gebäudes. Am Ende des Arbeitstages waren unsere Schultern komplett hinüber. Wenn die Polen eine kleine Pause wollten, steckten sie Metallstücke in die Baum-